

DIE FACKEL

NR. 152

WIEN, 16. JÄNNER 1904

V. JAHR

Der Auflösungsprozeß vor dem Handelsgericht

Ist es denn möglich, über die 'Zeit' einen amüsanten Artikel zu schreiben? Oft entsank mir die Feder, wenn ich ihr zumutete, dieses Blattes zu gedenken. Im Dunst der Schläfrigkeit, die das bloße Aussprechen des Namens erzeugt, muß jeder polemische Wille erschlaffen. Wenn die »Geldgeber« eines Tages unter Kuratel gesetzt und der journalistische Freak, an den sie ihre Gefühle verschwendeten, verreckt sein wird, werden wir das langsam aus narkotischem Schlaf erwachende Wien sich nur mühsam in der Korruption seines Geisteslebens zurechtfinden und die 'Neue Freie Presse' lange nicht als Schandblatt wiedererkennen sehen. Wie märchenhaft ist diese Stadt verwandelt, die einst bewegter Frohsinn war, dann in leidvollem Kampfe stöhnte und nun zwei Haschischbringern aus dem Osten erlag, die bloß das Zauberwort auszusprechen brauchten: Lesen Sie die 'Zeit'! ... Da gibt es kluge Leute, die immer davon sprechen, die 'Zeit' habe »Hoffnungen *erweckt*«. Was ist doch die Sprache für eine Meisterin der Ironie! Wir sind zufrieden, wenn es der 'Zeit' gelungen ist, unter anderem auch unsere Verzweiflungen einzuschläfern. Nur ich verdanke ihr mehr. An ihrer täglich erneuten Qual habe ich die Nichtigkeit einer rein sittlichen Weltbetrachtung erkennen gelernt, die törichte Haltlosigkeit eines Standpunkts, dem die runzlige Vettel, die darauf pocht, daß sie für Geld nicht zu haben ist, höher steht als die anmutige Hure. Es ist ein Erlebnis, von einem so tragischen Humor erfüllt, von einer so aufrüttelnden Wirkung des Kontrastes: Ein Sittenrichter predigt, und seine Lehre macht sich die Häßlichkeit zunutze und entblößt, da keiner sie mag, ihre Scham: Seht her, *ich* bin anständig! ... Dies ist mein Glaube: eine Geißel Gottes ward uns die 'Zeit' gesendet, die Eiferer, die bekehren wollten, zu bekehren, unglückliche Menschen zu lehren, daß diesem armen Leben nur ästhetische Denkart frommt und daß wir über der Verachtung der 'Neuen Freien Presse' nie vergessen sollen, ehrbare Langweile für der Übel schlimmstes zu halten ...

Und wenn die Langweile nicht einmal ehrbar wäre? Wenn hinter der sozialpolitischen Maske schäbigste Ausbeutergesinnung ihr Spiel triebe? Solche Enthüllung wäre so wenig interessant wie die Korruptionsfreiheit eines von allen Grazien gemiedenen Blattes. Die Unbestochenheit der 'Zeit', die niemand bestechen will, entzieht sich so sehr der öffentlichen Anerkennung wie ein Fehltritt, von dem man erführe, dem öffentlichen Tadel: der schlechte Geschmack des Zahlers wäre beklagenswert, nicht die Hingabe der unappetitlichen Jungfer. Bankpauschalien nehmen ist eine Schande des Talents, sie nicht nehmen kein Ruhm der Talentlosigkeit. Und es bleibt ja noch außerhalb des Gebiets, wo Meinungen gegen Valuta eingelöst werden, ein Spielraum übelster Gesinnung. Was soll denn die dreimal ekle Farce von dem »reinen Blatt«, das die alte Preßverderbnis abzulösen kam und dem ich nachweisen kann, daß es an seine Korrespondenten Zirkulare mit der Mahnung versendet hat, fleißig »Mitteilungen aus der chronique scandaleuse« ihrer Städte zu sam-

meln? Wenn je Schmutzkonkurrenz eine Konkurrenz des Schmutzes war, so war es das Treiben einer Zeitung, deren Leitern in dem kulturhistorischen Prozeß, der neulich vor dem Handelsgericht spielte, zugerufen wurde, daß sie in die 'Neue Freie Presse' ein Kuppelinsurat einschmuggeln ließen, um die blödsinnige Sensation eines Artikels »Rückenmarkstudien« bereiten zu können. Wir haben das Schauspiel erlebt, daß Redakteure als Gerichtszeugen die Gelegenheit benutzten, das eigene Blatt vor aller Welt zu verleugnen, daß der erste Kritiker, Herr Hofrat Burckhard, sich beeilte, jeden Einfluß auf redaktionelle Angelegenheiten abzulehnen und sich feierlich von dem Schmutz loszusagen, aus dem die Angriffe der 'Zeit' gegen Fräulein Adamovics ¹ entstanden. Aber es ließe sich auch nachweisen, daß die Zeitung, die auf das Programm des journalistischen Anstands fundiert wurde, die Lippowitzkunst nicht nur im Durchforschen fürstlicher Ehebetten, sondern auch in der kostenlosen Benützung fremder Geistesquellen erlernt hat. Mit Recht hat der Klageanwalt statt eines handelsgerichtlichen einen Strafprozeß gegen die 'Zeit' geführt, mit Recht den Angeklagten Singer und Kanner, die besonders empfindlich auf das Wort »Kultur« reagieren, zugerufen, die 'Zeit' sei heute ein Blatt, »dessen sich ein Kulturmensch schämen müsse«, mit Recht der sozialpolitischen Firma einen »Menschenkonsum« vorgeworfen, der »einem Sklavenmarkt« zur Zierde gereichen müßte. Aber er erwähnte nicht, daß statt der einundzwanzig entlassenen Mitarbeiter einundzwanzig Scheren angeschafft wurden. »Nehmen Sie nur drei Tage«, schreibt mir ein gewissenhafter Sammler, »und Sie werden über die Fülle billigen Plauderstoffs, den die 'Zeit' bietet, staunen: Im Abendblatt vom 10. Dezember ist der 'talentvolle Rossini' und der 'schlagfertige Parlamentarier' dem Abendblatt der 'Vossischen Zeitung' vom 9. Dezember entnommen, im Abendblatt des 11. ist eine Notiz über Spencer aus der Mitte eines größeren signierten Artikels der 'Frankfurter Zeitung' geholt, im Abendblatt vom 12. entstammten 'Heine über Berlioz' und 'Björnson über den Vogel-mord' derselben ungenannten Quelle.« Wenn's Abend wird, geht eben auch die 'Zeit' stehlen, und in ihrem »Kleinen Feuilleton« kann man alles finden, was am nächsten Morgen erst das 'Neue Wiener Journal', das uns nur einmal täglich erfreut, enthalten wird. Aber der kulturpolitische Dieb ist feiner. Er arbeitet mit Titeländerung und ein bißchen polnischer Retusche und behält, wenn im bestohlenen Blatt eine entlegene Zeitschrift oder ein fremdländisches Journal zitiert war, ihre Namen vorsichtig bei, damit der Anschein erweckt werde, als hätte die 'Zeit' selbst alle Blätter durchstöbert, um ihren Lesern das Interessanteste zu bieten. »Über den Ursprung der Worte 'Trust' und 'Budget' plaudert der 'Temps' ...« »Gibt es denn wirklich«, fragt mein Sammler, »in der Redaktion der 'Zeit' Leute, die den 'Temps' lesen können? Wozu denn! In der Redaktion der 'Vossischen Zeitung' wird er ohnedies gelesen und übersetzt. Und der Einfachheit halber ist gleich die nächste Notiz des Berliner Blattes, unter dem Titel »Praktisch«, mitgestohlen.«

Der Entlarvung der sozialpolitischen Ausbeuter, die über einen »gewonnenen Prozeß« jubeln, weil sie bloß zur Zahlung von 18.000 Kronen an einen entlassenen Redakteur verurteilt wurden, mag man sich, so verfehlt es sonst wäre, dem Jammerblatt interne Schlechtigkeiten nachzurechnen, ehrlich freuen. Denn es ist vielleicht doch möglich, daß sie ihre populäre Wirkung auf die Hintermänner des Blattes übt, die bisher absolut nicht dazu zu bewegen waren, kein Geld für die 'Zeit' herzugeben. Wenn das geistige Unvermögen, welches in das Blatt gesteckt wurde, zum Himmel stank, ward man immer wieder von den Freunden langweiliger Lektüre — es muß auch solche Käuze geben — mit der Meldung überrascht, daß anstatt eines lesbaren Beitrags eine neue

1 s. Hefte 125 #12 »Zeit!—Genosse , 126 # 04 & 128 # 01

Million eingelaufen sei. Daß man eher eine galizische Steppe in ein Kornfeld verwandeln wird, als die 'Zeit' — und wenn die Herren Riedl und Gallia um ihr Retzwillen verarmten — in eine individuell gemachte Zeitung, muß der jüngste Setzerlehrling bezeugen. Das »farblose Nachrichtenblatt«, das Herr Kanner im Unmut zu machen gelobte, wäre ein farbloseres Meinungsblatt, wenn ihm der regierungsfreundliche Verwaltungsrat wieder erlaubte, selbst mitzuarbeiten, und nichts vermag die Öde, welche die 'Zeit' beseelt, besser zu bezeichnen als die Tatsache, daß hier schon die anempfindsame Geschicklichkeit des Herrn Salten wie Persönlichkeit wirkt. Aber vielleicht verhütet der öffentliche Skandal die weiteren Versuche ruhmloser Helden, ein bodenloses Faß zu füllen und die Tyrannei der Impotenz dem Wiener Geistesleben zu erhalten. Und kann der Hofrat v. Philippovich, der schon nach dem Erscheinen der Adamovics—Artikel zwischen seiner akademischen Würde und seiner Stellung als Präsident des Aufsichtsrats der 'Zeit' hätte wählen müssen, nach den Enthüllungen dieses Prozesses noch schwanken? Ist es wirklich wahr, daß er, den sozialpolitische Hoffnungen zu einer Gemeinschaft mit tarnopolitischen Unternehmern führte, keinen höheren Ehrgeiz mehr kennt als den in seiner Zeugenaussage einbekannten: »Es ist meine unangenehme Aufgabe, die Herren fortwährend darauf aufmerksam zu machen, daß die Ausgaben möglichst in engeren Grenzen gehalten werden«? Man mag annehmen, daß er erst aus dem Prozeß von den Vorgängen in der Redaktion erfahren hat, und wie 21 Mitarbeiter in fünfviertel Jahren entlassen wurden. Aber das System der Herren Kanner und Singer war schon vor zehn Monaten in der 'Fackel' nachgewiesen, als ein Gesinnungsgenosse des Herrn Hofrats in Nr. 132 ¹ schrieb:

»Von allem Anfang war es zweifellos, daß ein großer Teil der armen Teufel, die aus festen Stellungen herausgerissen und in die Redaktionsbüros der 'Zeit' verpflanzt wurden, wieder entlassen werden müsse. Und für diese sichere Annahme ist der unwiderlegliche Beweis in dem Kostenvoranschlag niedergelegt, den man uns Sozialpolitikern im letzten Frühjahr streng vertraulich' zusandte und auf Grund dessen das Kapital zur Verfügung gestellt wurde.«

Nach jenem Kostenvoranschlag, von dessen Aufstellungen ausdrücklich versichert wurde, »daß eine Erhöhung derselben ausgeschlossen erscheint«, sollten bei der 'Zeit' außer den Herausgebern 12 Redakteure angestellt werden. So erzählte die Zuschrift des Sozialpolitikers und fuhr fort:

»Als aber im vergangenen Sommer das Redaktionspersonal der 'Zeit' zusammengestellt wurde, engagierte man ohne alle Rücksicht auf das einzuhaltende Budget darauf los, Redakteure und Zeilenhonorarschreiber, weit über alle Möglichkeit, sie zu beschäftigen und zu entlohnen, hinaus. Und heute geschieht in der Zeitungsschmiere 'Die Zeit', was so oft in den Theaterschmierereien Österreichs und Deutschlands geschehen ist: noch kürzlich haben wir in der Theater—Enquete gehört, wie der oder jener Direktor statt eines jugendlichen Liebhabers, den er braucht, ihrer drei engagiert und den Paragraphen, der ihm das Recht auf Kündigung innerhalb der ersten sechs Wochen der Saison einräumt, dazu benützt, sich der beiden Überzähligen zu entledigen und dem dritten, der dem Publikum am besten gefallen hat, den Kontrakt zu verschlechtern. So sieht auch die Sozialpolitik der 'Zeit' aus.«

Klarer als durch diese Zuschrift konnte durch den Prozeß des Herrn Ganz gegen die 'Zeit' nicht ihr System, nur die Zahl jener konnte gezeigt werden, an

denen es betätigt wurde. Aber in jedem einzelnen Fall weiß Herr Isidor Singer heute sicherlich so gut wie damals eine Ausrede, und es kann Richter geben, die sie ihm glauben, solange sie an dem System zweifeln. Nur die dreiste Behauptung dürfte der Herr jetzt nicht mehr wagen, die er der 'Fackel' (Nummer 134 ¹) als Berichtigung aufgezwungen hat: »Wahr ist, daß *kein einziger* der Angestellten der 'Zeit' aus Gründen der *Sparsamkeit* oder deswegen entlassen wurde, weil ich einsah, daß ich zu viele an mein Unternehmen gebunden hatte.« Im Prozeß des Herrn Ganz sagte als Zeuge der Bibliograph Herr A. L. Jellinek aus:

»Ich war redaktionell tätig und hatte das Archiv anzulegen. Bis diese Arbeit geleistet war, durfte ich nach dem Vertrage nicht kündigen, mir konnte sechswöchentlich gekündigt werden. Für den Fall, daß ich das Archiv innerhalb einer bestimmten Zeit fertigstelle, wurde mir eine Prämie zugesichert: Ich bekam die Kündigung, bevor ich noch auf die Prämie Anspruch gehabt hätte. Als ich sie vom Professor Singer verlangte, berief er sich auf *Geldmangel*«.

»Sie meinen *Sparsamkeit!*« rief der Rechtsanwalt der 'Zeit' — der noch immer sozialdemokratische Organisationen vertretende Herr Harpner — in diese Zeugenaussage hinein. Die Sparsamkeit, die den Herausgebern im vorigen Winter ein Vorwurf war und berichtigt wurde, ist jetzt ihr Entschuldigungsgrund, und wenn sie wirklich nicht selbst eingesehen haben, daß sie zu viele Mitarbeiter an ihr Unternehmen gebunden hatten, so hat der Präsident des Aufsichtsrats, Hofrat Philippovich, vor Gericht bekundet, daß es sein Amt sei, den Hofrat Wetschl im Hause Singer zu spielen. Im Prozeß Ganz ist nur die Frage nicht gestellt worden, ob die Entlassung von 21 Mitarbeitern etwas anderes als die Einschränkung des Betriebs auf den von allem Anfang an geplanten Umfang bedeuten konnte. Wenn irgend einer der Entlassungsgründe, um welche die Herausgeber der 'Zeit' niemals verlegen waren, stichhalten soll, dann müßten statt der Entlassenen neue Kräfte verwendet, nicht bloß die Ausbeutung der Übriggebliebenen nach dem Versprechen verstärkt worden sein, das die Herausgeber der 'Zeit' in dem Memoire an die Kommanditisten (Nr. 132 der 'Fackel' ²) erteilt hatten: mit ihren Mitarbeitern »den größten geistigen Nutzeffekt zu erzielen«. Und was sagt Herr v. Philippovich, der bei der sozialpolitischen Affenkomödie ernst bleibt und der »außerordentlichen Leistung« des Herrn Kanner applaudiert, zu der Pointe, daß dieselbe Mitarbeiterin, die erst durch Klagedrohung das garantierte Honorar erlangen konnte und fünf Stunden antichambrieren mußte, bevor sie sich von Herrn Kanner anschauen lassen durfte, sich im Auftrage der 'Zeit' als Arbeiterin in einer Zigarettenhülsenfabrik verdingt hat — »um Studien für einen Artikel über die Behandlung der dort beschäftigten Arbeiterinnen durch den Chef anzustellen«? ...

Seitdem beim Handelsgericht Prozesse geführt werden, haben die Richter sicherlich niemals Emotionen durchgemacht wie bei diesem, in dem sich alle Verworfenheit des Pressetreibens vor ihnen enthüllte, als ob sie nicht über den Geldanspruch eines gekündigten Redakteurs, sondern über das Wesen der Preßkorruption zu urteilen hätten. Nicht wieviel die 'Zeit' schuldig ist, war das Ergebnis der Verhandlung, sondern daß sie schuldig ist. Mögen menschliche Unzulänglichkeiten, die Unverträglichkeit von Temperamenten, alle Böswilligkeiten von Chefs gegen Angestellte entschuldbarer machen, offenkundig ist die mala fides der Herausgeber der 'Zeit' gegenüber der Öffent-

1 # 05

2 # 02

lichkeit, die man getäuscht und auf Jahre hinaus um die Hoffnung auf eine reine Presse betrogen hat. Weg mit dem Schund! Hätten wir einen Groben—Unfug—Paragraphen, er müßte angewendet werden auf den vor keinem Pissoir haltmachenden Reklamelärm dieser Nichtskönner. Daß sie nicht nur die Öffentlichkeit malträtiert, sondern sich selbst, haben wir erst aus dem Prozeßbericht erfahren. Mit Staunen las man die Kernsätze: »Die Hälfte der Redakteure ist schon hin.« ... »Um drei Uhr früh lösen wir Chefs uns bei der Arbeit ab und können uns bloß bei der Maschine sprechen« ... »Auspitz sagte mir, daß Kanner Wutanfälle habe, während welcher er Papiere und auch schwere Gegenstände zu Boden werfe« ... »Singer sagte, man darf Kanner in seinen Vorarbeiten nicht stören, denn er braucht Nachtwandlersicherheit« ... »Kanner warf einmal ein Tintenfaß zu Boden« ... »Autokrat« ... »Kanner spricht nicht, sondern schreit« ... »Ich hätte auch Familienvater werden können« ... »Ich hatte die Befürchtung, daß ich die Last nicht werde ertragen können, und habe mich von fünf Ärzten untersuchen lassen, besonders Augen und Magen« ... »Kanner hat einen Magenkrampf bekommen; stören Sie ihn in seiner Nachtwandlersicherheit nicht!« ... »Opfer gebracht« ... »Lebensaufgabe« ... »Lebensarbeit« ... »Die anderen haben geträumt, wir haben *gehandelt!*« ... Ja, um Himmelswillen, was ist denn los? Ging da ein neuer Bismarck daran, ein Reich zu hämmern? Oder kamen zwei Jüdlein aus Galatz, um ein »farbloses Nachrichtenblatt« zu machen? Wenn das »Handeln« so anstrengend ist, ist das gewiß bedauerlich; wenn es aber so geräuschvoll betrieben wird, werden sich die Hausbewohner Ruhe zu verschaffen wissen! Ist es erhört, daß Zeitungsleute, deren Dasein durch keinen persönlichen Zug, keinen neuen Gedanken, keinen Tropfen Humors entschuldigt wird, das Publikum fortwährend mit ihrem internen Weh und Ach behelligen? Man muß sie, um den grimmigen Kontrast von Ursache und Wirkung zu erfassen, in mehreren Gerichtsverhandlungen persönlich in Augenschein genommen haben: Herrn Isidor Singer, den nur die Großmannssucht treibt und der Ehrgeiz, als »Prinzipal« anerkannt zu werden, und Herrn Kanner, der seine Parvenürechte schon gewaltsamer betätigt. Neben Singer, der wirkliche Verdienste um das Blatt hat, indem er das elektrische Licht überall abdreht, wo es überflüssigerweise brennt, berührt die Persönlichkeit seines unproduktiveren Genossen, der, da er nicht mehr Minister stürzen darf, Redakteure stürzt, recht wenig sympathisch. Singer's geistige Genügsamkeit, die sich treuherzig in dem Geständnis offenbarte, Kanner habe ihm einmal zugerufen, er rede von einer redaktionellen Angelegenheit »wie der Blinde von der Farbe«, ist ein überwiegend mildernder Umstand: an diesem Manne wird — vom Ästhetischen natürlich abgesehen — die ganze Tendenz des Antisemitismus zuschanden, um sich erst an Herrn Kanner's Wesensart wieder zu erholen. Hier arbeitet eine aufreizende Kniffigkeit mit den kleinen Mitteln osteuropäischer Kultur. Wenn Isidor Singer einen Ausgleich, der ihm um 4000 Kronen billiger zu stehen gekommen wäre als der »Sieg«, scheitern läßt, um die Besucher seiner Jours, die im Saale anwesend sind, nicht um den Genuß seiner »großen Rede« zu bringen, wenn er nach den niederschmetternden Gerichtstagen im Briefkasten von einem »gewonnenen Prozeß« spricht und für die »in verschiedenen Zuschriften uns ausgesprochenen Glückwünsche« dankt, so wird man über diese dummenaugusthafte Outrierung eines eitel beschränkten Sinnes lachen. Die geringere Gutartigkeit des Herrn Kanner verrät sich in dem Abdruck des richterlichen Urteils, in dessen Begründung ein Satz dreist hineingefälscht wird, den — der Advokat der 'Zeit' gesprochen hat: Das Beweisverfahren habe »die vollständige Haltlosigkeit der Behauptungen über die unerträglichen Zustände und speziell das Benehmen des Chefredakteurs gegenüber den Redakteuren ergeben«. Ein

schnurgerader Verstand und ein völliger Mangel an Temperament entkleiden Herrn Kanner's Gefährlichkeit zwar nicht ihrer Intensität, wohl aber jedes ästhetischen Reizes. Das ist die unerquickliche Art von Händlerschlauheit, die durch das Mitwägen der Emballage übervorteilt, das ist jene kleine Gerissenheit, die imstande ist, einen tauben Sekretär anzustellen, damit er vor Gericht wahrheitsgemäß bezeuge, er habe keinen Skandal im Zimmer des Chefs gehört, und nicht Grauen, sondern Unbehagen flößt die Erscheinung dieses Mannes ein, dessen kribbelige Beredsamkeit auf die Haut wie Ameisenlaufen wirkt. Wer die Kompagnie vor Gericht gesehen hat, den kann der Anblick eines Blattes nicht mehr enttäuschen, dem farblose Beschränktheit und blutarme Tücke das geistige Gepräge leihen. Auch den Auflösungsprozeß der 'Zeit', der vor dem Handelsgericht spielte, hat lähmende Langweile begleitet, Langweile begleitet die 'Zeit' zum Abgrund. Was aber tut selbst ein Abgrund, wenn er sich vor einem Blatte wie dem der Herren Singer und Kanner öffnet? Er gähnt!



Une campagne abominable ¹

U nter diesem Titel bringt das *'Echo de Paris'* vom 10. Januar einen vor-
trefflichen Artikel über die »campagne de calomnies« gegen die Prinz-
zessin *Louise von Coburg*, deren Schauplatz das *'Neue Wiener Journal'* und
deren Strategie der Hof— und Polizeiadvokat Dr. Bachrach ist, während der
prinzliche Feldherr sich weit außer Schußlinie hält. Das *'Echo de Paris'* zitiert
die jüngste Niederträchtigkeit der neuen Wiener Journaille gegen die un-
glückliche Prinzessin und fügt hinzu: »Cette ironie d'un goût détestable a pro-
duit une très mauvaise impression sur le public qui, ému par les appels de
quelques journaux allemands, et surtout de la *'Fackel'* de Vienne, recom-
mence à s'intéresser à la situation de la princesse ².« Von den Stimmungsnoti-
zen, die über die Verschlimmerung des Zustandes der Prinzessin in regelmä-
ßigen Intervallen in der Wiener Presse auftauchen, heißt es: »On dit que ses
articles, reportages et interviews n'émanent pas de l'initiative des journaux
qui les publient, mais qu'ils sont inspirés. On nomme *l'avocat qui les inspire et
le personnage qui inspire l'avocat* ³.« Es folgt eine eingehende Schilderung
der Machinationen gegen Louise von Coburg, um auch das französische Publi-
kum zu der Erkenntnis zu bringen, die allen anständigen Menschen in Öster-
reich längst feststeht: »Que les indiscretions — die Nachrichten, die angeblich
aus der Heilanstalt in Coswig stammen, trotz der Arztespflicht des Schwei-
gens — sont voulues, *c'est à dire ordonnées*, et que ceux qui les ordonnent ont
un intérêt à les ordonner ⁴« ...

1 Ein furchtbarer Feldzug.

2 »Diese Ironie von verabscheuungswürdigem Geschmack hat einen sehr schlechten Ein-
druck auf die Öffentlichkeit gemacht, die, bewegt von den Themen einiger deutscher Zei-
tungen, vor allem von der „Fackel“ aus Wien, wieder Interesse an der Lage der Prinzessin
zeigt.«

3 »Man sagt, daß ihre Artikel, Berichte und Interviews nicht aus der Initiative der Zeitungen
herrühren, die sie veröffentlichen, sondern dass sie hiervon beeinflusst sind. Es wird der
Anwalt genannt, der sie beeinflusst und die Person, die wiederum den Anwalt beeinflusst.«

[Die Sicherheit in den Wiener Theatern]

Eine drollige Rundfrage in ernster Sache hat das 'Deutsche Volksblatt' veranstaltet. Sämtliche Wiener Theater— und Varietédirektoren versichern nach der Brandkatastrophe in Chicago übereinstimmend, daß in *ihrem* Haus das Publikum am *sichersten* sei. Herr Direktor Mahler hebt besonders hervor, daß das Operngebäude dem Besucher, »gleichgültig, ob er Logen—, *Parkett*—, Parterre— oder Galeriebesucher ist — *breite Zugänge* bietet.« In der Stunde, in der ich dies Gutachten las, erhielt ich den Brief einer Persönlichkeit, die in öffentlichen Dingen ein gewichtiges Wörtchen zu sprechen hat: »Würden Sie nicht etwa geneigt sein, aus Anlaß des Theaterbrandes in Chicago die *Ausgänge des Parketts* unserer Hof—Oper zu schildern? Ich bin überzeugt, daß bei einer aus irgendwelchem Anlasse eintretenden Panik der allergrößte Teil der Parkettbesucher ums Leben käme. In dem *engen winkligen Gang*, in dem man über mehrere Stufen hinab und durch eine überaus enge Pforte hindurch vom Parkett zur Garderobe kommt, würden Menschen zu Hunderten erdrückt und zertrampelt! Ich bin überzeugt, daß Sie durch eine genaue Schilderung dieses Engpasses sich großes Verdienst erwerben würden« ... Jeder einzelne Direktor legt den größten Wert auf die Feststellung, in wieviel Minuten sein Theater erforderlichen Falles geleert sein kann. Da muß man nun wirklich bedauern, daß die Herren, die in der Prognose so gut übereinstimmen, ihre Zuschriften nicht kollationiert haben. Sicher wäre dann manche Behauptung unterblieben, welche jetzt durch die bloße Nebeneinanderstellung der Gutachten als Übertreibung enthüllt wird. Das Deutsche Volkstheater ist in 1½, das Jubiläumstheater in 3, das Raimundtheater in 4, das Theater in der Josefstadt in 2, das Theater an der Wien — wenn ich nicht irre, das größte — in 1 und das Jantschtheater — das kleinste — in 5 Minuten zu leeren. Am besten ist Herr Karczag: »Auf Ihre gefl. Anfrage wage ich *ruhig* zu behaupten, daß das Theater an der Wien eines der sichersten, wenn nicht *das sicherste* Theater Wiens bei Feuersgefahr ist.« Es ist gut, daß der Eindruck dieser Paprika—Schlesinger—Offerte durch das bescheidene Geständnis gemildert wird, daß das Theater an der Wien in der Ära Karczag »ohne Gedränge in einer Minute geleert« ist. Der Aufenthalt auf den Galerien dieses hundertjährigen Hauses ist geradezu verlockend: »Die Galeriebesucher kommen in jedem Stockwerk *an Fenstern vorbei, die ins Freie und auf sichere Plätze führen*.« Trotzdem fügt Herr Karczag noch eine Lehre hinzu: »Wer *ruhig* bleibt, kommt immer sicher ins Freie« und spielt den letzten Trumpf der himmlischen Schutzvorrichtung aus: »Gott soll uns vor jeder Gefahr bewahren, aber auch in der Gefahr nicht verzweifeln lassen. Hochachtungsvoll die Direktion« ... Auch auf den Galerien des Carltheaters ist man so sicher wie bei sich zuhause (wenn's im Bett brennt), und da ohnedies in den Zwischenakten fortwährend »frisch Wasser!« gerufen wird, so ist jede Feuersgefahr ausgeschlossen. In dem berühmten »Colosseum« aber sind sämtliche Bedienstete mit Signalpfeifchen versehen, und die Artistinnen müssen sich beim Haarbrennen elektrischer Apparate bedienen ... »Alles gerettet!«

[Advokaten und Richter]

4 »Daß die Indiskretionen - ... — gewollt sind, das heißt angeordnet und daß diejenigen, die sie anordnen, ein Interesse daran haben, sie anzuordnen.«

Sie aßen so fröhlich beisammen und hatten einander so lieb, die Advokaten und die Richter. Alle gegenseitigen Beschwerden schienen sich in gemeinsame Magenbeschwerden auflösen zu sollen. Bei guten Reden floß der Champagner munter fort. Der Vizepräsident der Advokatenkammer sprach von Fortschritt und Freiheit, welche die Advokaten immer hochzuhalten haben, und die anwesenden Richter gelobten im Stillen, sich jeder Einmischung in diese Obliegenheit der Advokaten zu enthalten. Nachdem hierüber volle Einmütigkeit erzielt war, ließ man dem Küchenchef mitteilen, es sei Zeit, mit dem Braten der Hühner zu beginnen, da jetzt der Ministerpräsident das Wort ergreife und Herrn v. Koerber's Tischreden erfahrungsgemäß etwa die Zeit der Zubereitung eines Poulards ausfüllen. Der Leiter des Justizministeriums rief die Tafelgenossen als Zeugen dafür auf, daß er »sich seine eigenen Gedanken mache«, und gab deren zwei zum besten. Der Zweck der Reform des Zivilprozesses sei kein anderer, als in ihm den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß ein fetter Prozeß besser ist als ein magerer Vergleich, — eine Auffassung, durch welche die Advokaten augenblicklich zu Anhängern der Reform bekehrt wurden. Der Grundsatz der Strafjustiz aber laute: »Der schuldige Urheber einer strafbaren Tat ist entweder der Strafe oder dem Irrenhause zu überantworten!« Herr v. Koerber erkannte also ausdrücklich an, daß auch künftig Personen, welche als unzurechnungsfähig erkannt werden, nicht mit Gefängnis werden bestraft werden dürfen, und die Gerichtspsychiater können darüber beruhigt sein, daß sie wie bisher unentbehrlich sein werden, um die Irrenhäuser vor Überfüllung zu schützen. Blutdurst und Expensenhunger, ward neulich hier gesagt, würden sich im Sofiensaal zur Tafel setzen; Herr v. Koerber hat die Richter, die an der Tafel saßen, durch die Erklärung beruhigt, »von Schwäche soll das Gerichtsverfahren niemals angekränkt werden«, und die Advokaten durch das Versprechen, daß »ein einmal eingeleiteter (Zivil—)Prozeß in der Regel auch nur durch einen Gerichtsspruch beendet werden sollte« und nicht durch Vergleich. So sind denn die Geister einig geworden. Unklar ist nach den Zeitungsberichten über das Fest im Sofiensaal bloß, in welchem Kostüme die Teilnehmer erschienen waren: Herr v. Koerber behauptete, ihm sei zumute, als ob er von seinem steilen politischen Gipfel in eine »tiefer gelegene Almhütte unpolitischer Menschen« gekommen wäre, und es muß also inmitten der Fräcke auch Äplertrachten gegeben haben. Die Richter hatten, wie es scheint, diese Festgewandung für passend gehalten. Eine noch ungewöhnlichere aber hatten die Advokaten gewählt; ihr Sprecher erklärte, sie hätten früher den Harnisch getragen, aber »nur für heute den Schlafrock angezogen«. So seltsam war auch äußerlich das Bild der Vereinigung von Richtern und Advokaten.

§

* * *

[Barauslagen]

Aus einem Bericht des 'Vorwärts' in Berlin über einen Erpressungsprozeß, den dort die Versicherungsgesellschaft »Viktoria« geführt hat: »Direktor Thon von der 'Viktoria' gab an, in dem *Wiener Witzblatt 'Pschütt'* seien unwahre Angaben über die 'Viktoria' veröffentlicht worden. Die Direktion habe dem 'Pschütt' durch Vermittlung eines Wiener Rechtsanwalts nachweisen lassen, daß die Veröffentlichungen bezüglich der 'Viktoria' auf unwahren Tatsachen beruhen, und gleichzeitig sei die Redaktion des genannten Blattes ersucht worden, weitere derartige Veröffentlichungen zu unterlassen. Aus diesem Anlaß habe die Direktion *allerdings 14.000 Kronen in Wien deponiert,*

aber lediglich als Anwaltshonorar. *Über solche Höhe eines Anwaltshonorars waren Staatsanwalt und Richter sehr erstaunt.* Direktor Thon bemerkte jedoch, es sei mit dem Anwalt ausdrücklich vereinbart worden, *daß Redakteure oder Mitarbeiter des Blattes von dem Gelde nichts erhalten dürften*, damit es nicht den Anschein habe, als wolle die 'Viktoria' das Schweigen der Presse erkaufen.« ... 14.000 Kronen Anwaltshonorar — die Wiener Advokaten werden darüber noch mehr erstaunt sein als die Berliner Gerichtspersonen. Aber wie unwirtschaftlich muß bei einer Versicherungsgesellschaft gearbeitet werden, die, bloß um den Schein zu wahren, dem Advokaten für seine Bemühungen um das Schweigen eines einzigen Blattes eine Summe auszahlt, mit der man, wenn sie zu Preßbestechungen verwendet würde, ein halbes Dutzend solcher Blätter kaufen könnte! Solche Verschwendung läßt sich nur durch eine satanische Freude an der Bosheit erklären: zweifellos hat man das Witzblatt von dem 14.000—Kronen—Depot wissen lassen, aber ihm die Vereinbarung mit dem Advokaten über seine Verwendung verschwiegen. Ist also das Witzblatt wirklich düpiert worden, und haben journalistische Erpressungsversuche in Wien keinen andern Erfolg, als den Advokaten der angegriffenen Unternehmungen zu einem glänzenden Einkommen zu verhelfen? Die Preßkorruption als Mittel, den Advokatenstand zu fördern, — diese Kulturmission ist bisher noch nicht gewürdigt worden. Wenn man nur wüßte, wieviel von den 14.000 K. der Advokat der »Viktoria« unter *Barauslagen* verrechnet hat!

+

* * *

[Stahl und Bronze]

Bronze oder Stahl? Der Streit wütet fort, aber die Entscheidung ist gefallen. Wir bekommen Kanonenrohre aus Bronze. Wohl uns und — der Kunst! »Reißt die Kreuze aus der Erden, alle müssen Schwerter werden!«, hat einst Herwegh gesungen. Möge uns, wenn künftig der Krieg ins Land kommt, ein begeisterter Künstler erstehen, der da ruft: Schmelzt die Monumente des Zumbusch ein, alle müssen Kanonen sein! Die Geschützprüfungskommission hat Herz für die Kunst bewiesen. Wenn sie den Stahl gewählt hätte, würden die Denkmäler von Zumbusch ewig stehen.

+

* * *

[Wiener Musikkritik]

Eine Frage: Gibt es heutzutage überhaupt noch verkannte Künstler?« Der Musikkritiker der 'Neuen Freien Presse' wirft die Frage auf, weil in Wien ein Verein unter dem Namen Konrad Ansorge's — wie vielsagend ist es, daß uns dieser Name so wenig sagt! — daran geht, lebenden Tonkünstlern Gehör bei einem Publikum zu verschaffen, das für die Tonschwingungen der modernen Seele feinhöriger ist als die zünftige Kritik. Und Herr Korngold erteilt sich die Antwort:

»Es ist in unserer Zeit schwer, nicht überschätzt zu werden. Die gesteigerte Publizität, das geschäftige Interesse an der Kunst und künstlerischen Fragen, die Suche nach neuen geistigen Sensationen holt jedes Talentchen aus seinem Winkel. Es lebt eine gewisse Angst in der Mitwelt vor dem lächelnden Vorwurf der Nachwelt.«

Wehmütig muß, als sein Nachfolger so perorierte, der greise Hanslick genickt haben: Ja, wir sind weit gekommen, seitdem durch die »gesteigerte

Publizität« der Glaube an die Unfehlbarkeit der 'Neuen Freien Presse' erschüttert und die Warnung, die »Talentchen« eines Anton Bruckner und Hugo Wolf nicht zu »überschätzen«, mißachtet ward. Aber die 'Neue Freie Presse' darf sich rühmen, daß sie sich bis zum heutigen Tag treu geblieben ist, und wenn Herr Korngold versichert, Konrad Ansorge verhalte sich zu Hugo Wolf wie Theodor Kirchner zu Schumann, will er natürlich nicht Wolf durch den Vergleich mit Schumann ehren, sondern bloß Ansorge durch den Vergleich mit Kirchner herabsetzen. Niemals hat die Musikkritik aus der Fichtegasse in einem »geschäftigen« Interesse für die Kunst vor der Nachwelt gebangt, und statt des lächelnden Vorwurfs der Unterschätzung ward höchstens der entrüstete der Überschätzung bei einer Nachwelt riskiert, von der Herr Charles Weinberger, weil er der Mitwelt nicht Spaß zu machen vermag, sprechen darf. Andere Zeiten mit anderen Liedern sind gekommen, aber der liberale Stumpfsinn hört immerzu mit den alten Ohren. Während jedoch Herr Korngold bei Ansorge schüchtern die bewährte Methode betätigt, beweist der unentwegte Kalbeck den Mut, sie heute noch bei Hugo Wolf anzuwenden. Es ist Herrn Kalbeck's Ehrgeiz, zu zeigen, daß er von Beruf ist, was er durch Berufung nicht werden konnte, Hanslick's wahrer Nachfolger, und wenn sich jüngere Kunstfeinde mit dem Starrsinn musikalischer Gewohnheitstiere gegen neue Kunsteindrücke wehren, gibt er sich mit der neuesten Kunst nicht erst ab und wehrt sich immer noch mit dem alten Haß gegen Künstler, die dem Leben entrückt sind, baut ihnen aus dem alten Unflat, mit dem er sie zeitlebens beworfen, Grabdenkmäler. Im neuen Jahre Ansorge zu verkennen, hat der Mann wahrhaftig nicht nötig, der das alte Jahr mit der Verunglimpfung Hugo Wolf's beendet hat. Wolf's »Elfenlied« und »Feuerreiter« sind ihm »dankbare pittoreske Tonstücke von nicht gerade tiefem Gehalt«. Von der »Christnacht« erklärt er: »Chor und Orchester verrät eine fast bemitleidenswerte Dürftigkeit des Gefühles und den bittersten Mangel an edler musikalischer Kunst.« Wolf habe das Gedicht »mit den bunten kreidigen Farben seines Chors und dem falschen Flittergolde seines Orchesters übertüncht und beklebt, dergestalt, daß es ein fast barbarisches Aussehen gewonnen hat«; es ist ein »ewiges Glitzern und Gleißeln der Instrumente«, das die »gequälten oder trivialen Melodien der Singstimmen« begleitet. Herrn Kalbeck's endgültiges Urteil über Hugo Wolf aber lautet: »Wo es sich darum handelt, den Musiker von Erfindung, Gemüt und Seele zu zeigen, ist Hugo Wolf nur ausnahmsweise einmal zu sprechen«. Man könnte zweifeln, ob kritische Äußerungen wie diese für Bösartigkeit der Gesinnung oder für Borniertheit des musikalischen Sinns zeugen, und man sollte dabei erwägen, daß Dummheit meist verdirbt, aber Verderbtheit selten dumm macht. Ist indes die Beschränktheit eines Kritikers minder gefährlich als Beckmesser—Bosheit? Nirgends ist die Kultur mehr bedroht, als wo der Ohnmacht, zu verstehen, die Macht verliehen ist. Und es handelt sich nicht um Herrn Kalbeck's Persönlichkeit, wenn Hugo Wolf geschmäht wird und wenn wir — im selben Feuilleton des 'Neuen Wiener Tagblatt', in dem solches geschah — lesen, daß nur der Schwung des philharmonischen Orchesters unter Nikisch' Führung die Zuhörer über das »chromatische Elend« der Faust—Ouvertüre Wagner's hinwegreißen können. Unerträglicher als Herr Kalbeck ist die gemeine Stupidität eines Publikums, das sich auch heute noch nicht über ihn empört, so wie es sich nicht empört hat, als er im März 1899 von Bruckner's A—dur Symphonie schrieb, sie unterscheide sich von den anderen Symphonien des Komponisten »höchstens durch die größere Schwäche ihrer Erfindung«, und als er den größten Symphoniker nach Beethoven mit den Worten brandmarkte: »Impotenz des Römlings, dessen geistiger Horizont ewig von Weihrauchwolken umnebelt war.«

* * *

[Die Weininger—Biographie]

Von dem Herausgeber des *Weininger'schen* Nachlasses erhalte ich die folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr!

Ich bitte Sie, folgende Zeilen, welche auf die in der 'Fackel' vom 23. Dezember enthaltenen Bemerkungen über die Weininger—Biographie Bezug nehmen, freundlichst veröffentlichen zu wollen:

Ad 1.) und 2.): Ich bin zu wiederholtenmalen Augenzeuge der in der Biographie erwähnten Szenen gewesen.

Ad 3.): Die Darstellung seines Gesundheitszustandes ist wiederholten eigenen Aussagen des Verstorbenen entnommen.

Hochachtungsvoll

Wien, den 31. Dezember.

Moriz Rappaport.

Der Vater Otto Weininger's, dem ich diese Zuschrift vorwies, bedauert die Nötigung, neuerlich in dieser schmerzlichen Sache das Wort zu ergreifen, und beklagt die Hartnäckigkeit, mit der der Biograph seines Sohnes »jedes harmlose Bläschen, das sich auf der Persönlichkeit des Verstorbenen zeigt, zu einem Abszeß schlimmer Art umzugestalten« sucht. Er verwahrt sich gegen einen pietätvollen Freundeseifer, der durch Aufpürschung abnormaler Züge den Verkleinerern des Lebenswerkes Otto Weininger's zuhulfe eilt, und ersucht noch besonders, die aufgebauschte Wiedergabe der »drei Möglichkeiten«, die es für seinen Sohn nach dessen angeblichem Bekenntnis gegeben haben soll (Galgen, Selbstmord, glanzvolle Zukunft — siehe Vorrede S. XIX), auf ein »Kaffeehausgespräch in vielleicht visionärem Scherz« zu reduzieren, das »den starren ernstesten Ton, den der Herr Biograph dabei anschlägt, in keiner Weise rechtfertigt«. Der Behauptung aber, Otto Weininger sei Epileptiker gewesen — einer Behauptung, die gewiß nichts Ehrenrühriges in sich schliesse und die geistige Bedeutung des Verstorbenen nicht im geringsten zu schmälern geeignet erscheine —, hätte er sich wohl gehütet zu widersprechen, wenn auch nur der geringste Anhaltspunkt vorläge, sie für glaubwürdig zu halten. Da sie wiederholt wird, bleibe ihm nichts übrig, als der Erklärung des Herrn Biographen das Zeugnis des Arztes entgegenzustellen:

5./1. 1904.

Gefertigter bestätigt, daß er als langjähriger Hausarzt der Familie Weininger mehrfach mit dem am 4. Oktober v. J. verstorbenen Dr. Otto Weininger verkehrt, diesen auch mehrmals ärztlich behandelt hat, aber niemals an ihm auch nur die geringsten Symptome von Epilepsie, auch nicht ein sogenanntes psychisches Äquivalent, d. h. eine Seelenstörung, die bei manchen Kranken an Stelle von epileptischen Anfällen auftritt, bemerkt hat.

Gefertigter ist auch der vollsten Überzeugung, daß der Verstorbene kein Epileptiker war.

VII. Westbahnstraße 37.

Dr. J. Engel m. p.

*

Ein Clownscherz nach den traurigen Erörterungen, die mit der voranstehenden Erklärung hoffentlich abgeschlossen sind: Es gibt kaum ein reichsdeutsches Blatt, das nicht dem im Feuerbrand seines Geistes getöteten Schöpfer von »Geschlecht und Charakter« — dem übrigens bald in dritter Auflage erscheinenden Werke — ernste Betrachtung gewidmet hätte, und draußen ist um die Jahreswende kaum eine Revue der »berühmten Verstorbenen«

von 1903 erschienen, in der nicht des Dreiundzwanzigjährigen auf ehrenvolle Art gedacht worden wäre. In der Totenschau der im Geburtsorte des Philosophen erscheinenden 'Neuen Freien Presse', die keinen verewigten Reporter oder Librettisten unerwähnt läßt, ist der Name Otto Weininger fürsorglich ausgemerzt. Kann man sich Groteskeres als diesen Eifer vorstellen? Nun glauben diese größenwahnsinnigen Schwachköpfe bereits, daß sie — lebendig-schweigen können! Und das können sie schon gar nicht!

* * *

[Von den elf Scharfrichtern]

Die »Scharfrichter« sind dahin, und man kann, ohne befürchten zu müssen, Philistern aus der Seele zu sprechen, getrost bekennen, daß es nicht gerade sensationell war. Von dem Franzosenpaar, das hier schon Peter Altenberg gewürdigt hat, abgesehen, steht die Gesamtleistung unter dem Niveau der Überbrettelei à la Bradsky und Straus, die ihrerzeit ein Mitarbeiter der 'Fackel' für mein Gefühl zu unsanft behandelt hat. Die Humore eines auf Herrenabende vergrößerten Udelquartetts sind nicht der Comble der Cabaretkunst, und es ist unbegreiflich, wie sich modern dünkende Künstler die alte Anekdote von der Notdurft des Betrunkenen, der den Wasserstrahl eines Springbrunnens nicht hemmen kann — die bekannte Verwertung des »Mäneken piß«—Motivs —, wie sie die Abdominalspäße der »Verschönerungskommission« zum besten geben können. — Da dies ausgesprochen ist, kann mit umso größerem Nachdruck gegen die Frechheit der Wiener Kunstschapseln protestiert werden, die dem Publikum auch das wirklich Gute an den Darbietungen der »Elf Scharfrichter« verleidet haben. Frank Wedekind, dessen »Rabbi Esra« offenbar nur durch eine langweilige Darstellung um seine Wirkung gebracht wurde, haben diese Burschen behandelt, als ob er mit Herrn Buchbinder die Schweine gehütet hätte. Hätte Wedekind's Dialog auch an und für sich enttäuschen müssen, so bliebe doch die Respektlosigkeit, mit der dabei von dem faszinierendsten Dramatiker Deutschlands gesprochen wurde, denkwürdig. Was soll man dazu sagen, wenn ein Sonntagshumorist der 'Neuen Freien Presse' einem Wedekind gegenüber von einem »Tiefpunkt snobistischer Humorlosigkeit« spricht? Oder wenn derselbe Knabe zugibt, in einem Programm, das Kompositionen von Gedichten Liliencron's und Dehmel's brachte, habe »bei diesem und jenem Lied *auch der Text nicht gerade störend gewirkt*«? Sollte es wirklich einmal mit der Errichtung journalistischer Schulen Ernst werden, so muß man entschieden für die Einführung der Prügelstrafe plädieren.

* * *

[Das Heine—Grab]

Der 'Gaulois' hatte kürzlich die »Vernachlässigung« von Heine's Grab auf dem Montmartre beklagt. Die '*Frankfurter Zeitung*' stellt nun fest, daß der Blumenschmuck des Grabes regelmäßig erneuert und gepflegt wird, fügt aber hinzu:

»Daß das Grab selbst heute nicht mehr den rührenden Eindruck hervorbringt wie früher, — eine von vielen Besuchern mit Bedauern empfundene Tatsache — ist die Schuld der Wiener 'Liberalen', die unter Führung ihres Herrn Noske eines Tages Heinrich Heine aus politischen Gründen für sich entdecken zu müssen glaubten und über das wehrlose schmale Dichtergrab das protzige Marmor-

denkmal stürzten, mit dem der Bildhauer Herr Hasselriis durch halb Europa, vom Achilleion bis Paris, lange vergeblich hausieren gegangen war.«

* * *

[Lueger und Pollack]

Herr Dr. Lueger wird jetzt gefrozzelt, weil er das von Herrn Zifferer's Schwiegersohn erbaute »Haus der Kaufmannschaft« wegen seines »weanerischen Schan« lobte und sich unter den Festgästen des geadelten Herrn Pollack gülich tat. Vor zwei Jahren noch habe der christlichsoziale Führer in einer Interpellation jene liberalen Persönlichkeiten beschimpft, die Gelder für den Landtagswahlfonds sammelten, um »durch Stimmenkauf in Masse und großartige Bestechungen die Wahl von solchen Individuen zu ermöglichen, welche die Interessen des jüdischen Großkapitals vertreten«. Die Regierung ward damals aufmerksam gemacht, daß es sich »um Aufbringung ganz außerordentlicher Geldmittel handeln müsse«. Und unter den Angegriffenen habe sich Herr Leopold Pollack befunden ... Wo die Inkonsequenz des Herrn Dr. Lueger liegen soll, ist nicht einzusehen. Jetzt, da Herr Pollack geadelt wurde, meldet sich der Bürgermeister wieder zum Wort, weil es sich eben neuerdings »um die Aufbringung ganz außerordentlicher Geldmittel gehandelt haben muß« ...

* * *

Regierungskassabuch.

(Dezember 1903)

Leopold Pollack	Ritt. von	160.000 Kr. (Rabatt!)
Biedermann-Turonyi	Baron	500.000 Kr.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Kellnerjungen]

Gewerbeinspektor. Am 19. Dezember erhielt ich das folgende Schreiben: »Heute Hoteldirektor, kann ich Ihnen nur aus vollem Herzen für den in Nr. 149 der 'Fackel' gebrachten Artikel 'Kellnerjungen' danken. Auch ich war einmal Kellnerjunge. Und wenn ich heute als vierzigjähriger Mann einem fünfzigjährigen ähnlich sehe, so ist dies wohl auf die Überanstrengung und die Mißhandlungen meiner Jugendjahre zurückzuführen. Sie können in dieser Sache nicht scharf genug geißeln!« Ja, wenn's nur jeder Piccolo bis zum Hoteldirektor brächte! Aber manche gehen, aus Furcht vor ausbeutenden Wirten und befrackten Mißhandlungsgehilfen, vorzeitig in die Donau.

[Die Courtine]

Theaterfreund. Es ist zu dumm! Weil jetzt endlich in den Berliner Theatern Sicherheitsmaßregeln getroffen wurden, die seit dem Ringtheaterbrand¹ allen Theatern in Österreich vorgeschrieben sind, lamentiert Herr Paul Lindau: »Alles um uns her gemahnt uns mit brutal eindringlicher Fürsorge an die

¹ s. u. »Ringtheaterbrand« im Dictionnaire Sachen

Lebensgefährlichkeit unserer harmlosen Theaterfreude«. Und für den Nachweis, daß die Sicherheitsvorkehrungen der Wiener Theater den Berlinern, wenn sie bei ihnen eingeführt werden, alle Theaterlust vergällen und beständige Todesangst einjagen müssen, hat sich Herr Lindau den Feuilletonraum der 'Neuen Freien Presse' ausgesucht. »Von allen diesen Sicherheitsvorkehrungen«, erzählt er, ('N. Fr. Presse', 12. Januar), »habe ich den eisernen Vorhang am meisten auf dem Strich«; unerträglicher als aller Unfug, den man bisher im Theater habe ertragen müssen, sei »das jetzt behördlich angeordnete Herablassen des eisernen Vorhangs in den Pausen«. Schrecklich, dieses »eiserne Ungetüm von vollendeter Scheußlichkeit«: »Ping—pang! Ping—pang! Mit rasselndem Gestöhne wird das eiserne Untier auf das Podium herabgewunden. Nur nicht ängstlich! Die brave Feuerwehr ist da! ... Daran hatten wir in dem Momente auch gerade gedacht«. Zweiundzwanzig Jahre lang haben wir Wiener bisher nach jedem Aktschluß die Courtine sinken gesehen, ohne daß die Augen durch ihre Scheußlichkeit und die Ohren durch ein rasselndes Gestöhne beleidigt wurden. Aber nach dem Brand in Chicago bat die 'Neue Freie Presse' Herrn Paul Lindau, uns die Erkenntnis beizubringen, daß durch das Herablassen der Courtine nicht die Berliner Theaterbesucher beruhigt, sondern die Wiener künftig beunruhigt werden müssen. Es ist zu dumm!

[]

Dramatiker. Es ist bei dem kargen Raum, der meiner publizistischen Tätigkeit gegönnt ist, und bei dem überreichen Stoff, den ich bewältigen soll, ganz ausgeschlossen, daß ich mich, von grundsätzlichen Erörterungen abgesehen, auch noch in jedem einzelnen Falle jedes verkannten Talentes annehme. Wenn Ihre »Erlebnisse in Wiener Theater und literarischen Kreisen« krasser und typischer Art sind, so ersuche ich um kurzgefaßte schriftliche Mitteilung.

[Ein Brief Forel's]

Kulturmensch. Zu einer Polemik des Professors Forel gegen den Hygieniker Hueppe druckt die 'Arbeiter—Zeitung' einen Brief des Psychiaters ab, in welchem er erzählt, daß er das Manuskript seines Aufsatzes vor einigen Monaten der 'Zeit' übersendet habe. Es wurde dort nicht gedruckt, der Autor aber, dem man zuerst überhaupt nicht antwortete, in der schamlosesten Weise hingehalten. Schließlich hieß es, das Manuskript sei verloren. »Es ist merkwürdig«, schließt Forel, »daß die gleiche 'Zeit' und manche andere ähnliche Blätter mich wiederholt und dringend um Aufsätze bitten, wenn es ihnen gerade in den Kram paßt, solche jedoch zunächst nicht beantworten und dann verlieren, wenn es ihnen NICHT in den Kram paßt. Ich habe das schon mehrfach erlebt und werde immer vorsichtiger. Die 'Zeit' TELEGRAPHIERTE mir sogar um einen AUFSATZ ÜBER DIE PRINZESSIN VON SACHSEN. ICH REFUSIERTE DENSELben SELBSTVERSTÄNDLICH, DA EIN ARZT ÜBER SEINE KRANKEN NICHT SCHWÄTZT. Es ist aber bezeichnend: Das Manuskript eines solchen Aufsatzes wäre sicher nicht 'verloren' gegangen. Sapienti sat.« ... Nicht jeder Gelehrte hält so rein.

[Eine Direktionsnotiz]

Literat. Nein, »Zapfenstreich« ist keine Dramatisierung der Bilschowsky'schen Sensation und hat mit dieser nicht das mindeste zu schaffen. Wenn die Direktion des Deutschen Volkstheaters trotzdem eine Notiz an die Blätter versendet, in der es heißt: »Das am Samstag dem 16. d. zur ersten Aufführung gelangende militärische Drama 'Zapfenstreich' von Franz Adam Beyerlein spielt IN EINER KLEINEN DEUTSCHEN GARNISON AN DER FRANZÖSISCHEN GRENZE«, so erwächst aus solcher Methode bloß die bittere Erkenntnis, daß heutzutage die Literatur an der Popularität des Schunds schmarotzen muß.

[Der Blätterwald brennt usw.]

Feuerwehrmann. »Das Feuer entstand durch die Funken eines PLATZENDEN LEITUNGSDRAHTES« ... »Über den Ausbruch des Feuers herrscht noch keine Einstimmigkeit. UNBEDINGT FESTSTEHEND IST, DASS ENTZÜNDLICHE DEKORATIONSSTÜCKE IRGENDWOHER EINEN FUNKEN EMPFINGEN« ... »Fast alle Stimmen erklären, es lag das uralte Vergehen vor, entzündliches Material den EINFLÜSSEN VON FEUER AUSZUSETZEN« ... »Das BLITZLICHT, das für den Mondschein mit Hilfe von Calcium erzeugt wurde ... « ... »NICHT EIN EINZIGER ATMETE NOCH, ALS MAN DIE ZERSCHMETTERTEN LEIBER AUFLAS« ... »Ein DRAHT hielt den Vorhang in Zweidrittel der Höhe auf; ER WURDE ZUM TODESENGEL« ... In Chicago brennt's ¹, und der Wiener Blätterwald steht in hellsten Geistesflammen.

Berichtigung

In einem Teile der Auflage von Nr. 151 (S. 23, 5. Zeile von oben) sind die Stegreifverse aus der »Schönen Helena«, welche die Klytämnestra spricht, irrtümlich der »Frau des Menelaus« in den Mund gelegt. Es soll auch dort richtig heißen: Frau des Agamemnon.

¹ Theaterbrand im Iroquois—Theater am 30. Dezember 1903, der schlimmste Brand in der amerikanischen Geschichte, er forderte 602 Totesopfer.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3

